

Nr. 165. Bromberg, den 20. Juli 1930.

Ein Welthaus.

Roman von Sophie Kloerß.

(37. Fortsetzung.) ——

Als der Frühling des nächsten Jahres kam, spürte er, ihm würde die Arbeit über den Kopf wachsen, wenn er nicht einen Kompagnon bekam.

Er hatte an Bernhard Soltau gedacht, doch der war nach Ernst Sprekelsens Tode bei dem eigenen Vater eingetreten, hatte kürzlich geheiratet, nicht Dora Heinecken, wie die Bekannten erwartet, und auf den war also nicht mehr zu rechnen. Aber Hans? Der noch immer in Brasilien saß? Der dort tatsächlich eine unkluge Heirat gemacht hatte, aber nach zwei Jahren Witwer geworden war — Hans? Wenn der zurückkam? Er war nun schon achtunddreißig, dürfte sich die Hörner abgelaufen haben — wenn er noch einmal festwerden wollte in der Heimat, wurde es Zeit für ihn.

Paul ging zu Soltau und sprach mit ihm.

„Du bist doch wahrhaftig ein anständiger Kerl", sagte der. „Das haben die Soltaus nicht um dich verdient."

„Na, Onkel, erlaube mal — Wer von euch hat mir denn je etwas anderes als Freundschaft bewiesen? Und mit einem Fremden anfangen? Du weißt, so wie ich bin, finde ich mich schwer in ganz fremde Menschen. Zum Kompagnon muß ich jemanden haben, der mir wie ein alter Freund ist."

So kam Hans Soltau in die Heimat zurück. Ein ernst gewordener Mann. Man sah ihm an, daß die zwei Jahre seiner Ehe ihn hart angefaßt hatten. Einen kleinen Buben brachte er mit. Der war ein fremder Vogel, wild und trotzig, doch der Vater nahm ihn scharf an die Kandare. „Er soll mir nicht verderben", sagte er zu Paul. „Man kann auch Wildlinge veredeln, und er hat doch zur Hälfte Soltausches Blut in sich. Das will ich wachrufen. Kein leichtes Geschäft, darüber bin ich mir klar, doch, wie die Bauern sagen: De rugsten Fahlen warn de glattsten Pier."

Paul atmete auf, als er den alten Bekannten neben sich hatte. Am großen Schreibtisch saßen sie sich gegenüber, wie vor dreißig Jahren ihre Väter. Die Firma bekam Ruf.

Es war Zeit, daß er Hilfe bekommen, denn mit dem Vater ging es wieder sehr schlecht, und ein Jahr nach dem ersten schweren Anfall — sie hatten es kommen sehen, und dann war es doch ganz plötzlich — trat mit einem Gehirnschlag der Tod ein.

Neben seiner Minna wurde Paul Heinecken auf dem Hamburger Kirchhof eingesenkt. Hinten an der Friedhofshecke gingen noch stille, unbebaute Straßen durch einsame Felder, aber vorn vor dem Portal klingelten unaufhörlich die Straßenbahnen, die Wandsbeker Chaussee bekam Nebenstraßen, unaufhörliches Wagenfahren dröhnte, Menschenscharen zogen vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht aus der preußischen Vorstadt Wandsbek hinein nach Hamburg. Die ganze Gegend zwischen der Wandsbeker Grenze und Sankt Georg wurde bebaut, Straße um Straße entstand, Hamburg war ein Riese geworden, dem sein altes Kleid zu enge ward, er streckte sich und verlangte nach neuem Gewande. Auch in Hamm breitete sich Straße um Straße. Man trat an die Erben von Paul Heinecken heran mit dem Ersuchen, den ganzen grünen Plan, der so lange Jahre ihnen und den Freunden Heimat gewesen, der Stadt zu überlassen. Paul konnte sich nicht entschließen. Aber die verheirateten Schwestern und ihre Männer waren für die Sache, ihnen bedeutete die Vergangenheit nicht so viel, und er mußte sich fügen.

Die Kaufsumme war groß, doch sie hätte viel niedriger sein dürfen, und die Heineckenschen Kinder hätten es nicht gespürt, denn sie fanden ein Vermögen vor, noch bedeutend größer, als sie jemals erwartet.

„Nun hätte ich, wenn ich gewartet, dir deinen Schmuck nicht zu nehmen brauchen", sagte Paul zu Adelheid.

„Laß es gut sein. Du hast mehr als ein Jahr gewonnen, ist das nichts wert gewesen? Und mir laß die Freude, daß ich es war, die dir in den Sattel half."

Hans Soltau hatte als seine besondere Pflicht die Reisen übernommen, die durch Deutschland, Österreich, Frankreich führten, denn immer noch, wenn er auch über seine Sprachschwäche ganz Herr geworden, war Paul der Verkehr mit Fremden unbequem. Mußte es sein, fand er sich tadellos damit ab, lieber war es ihm, diesen Teil ihrer gemeinsamen Arbeit erledigte sein Kompagnon. Aber einmal hatte der kleine Karlos, Hans Soltaus Söhnchen, sich ein Mandelentzündung geholt, gerade als der Vater eine Rheinreise antreten sollte, unter den großen Weinbergbesitzern neue Verbindungen anzuknüpfen. Einer mußte fahren, es war alles vorbereitet, und der Junge brüllte so entsetzlich bei dem Gedanken, den Vater fortzulassen, daß Paul kurz entschlossen sagte: „Also — ich fahre heute abend."

„Das ist dir gut", meinte Dora, als sie ihm den Koffer packte. „Du kommst ja gar nicht mehr aus Hamburg heraus. Laß dir Zeit. Fahr' bis zur Bergstraße, setz' dich in Heidelberg auf die Schloßterrasse — sei mal jung und sorglos. Mein Gott, du kannst es jetzt doch. Reich und hübsch — du wirst wahrhaftig immer hübscher, Paul, brauchst gar nicht rot zu werden wie ein kleines Mädchen, dir steht eben das Männliche besonders gut. — Ja, was wollte ich sagen. Wenn ich du wäre, ich reiste jetzt im Frühjahr ganz gewiß ein bißchen da unten in die Obstblüte hinein. — Überleg' es dir."

Paul überlegte nicht, er war entschlossen, sofort nach beendeter Tour heimzukommen.

Aber der Rhein! Und die Lenzluft! Und die fröhlichen Menschen da unten. Und das Bewußtsein, so leicht reißt du dich nicht wieder heraus. — Er fuhr nach Heidelberg.

*

Es war nach Sonnenuntergang.

Auf der Schloßterrasse saßen nur noch ein paar Dutzend Menschen hier und da verstreut und genossen den lauen Abend.

Paul hockte versonnen auf dem Geländer und sah zum Fluß hinunter. Wie einem grünen Fuchs war ihm zumute. So ganz stillselig, so ganz aufgelöst in Schönheit und Träumerei.

Wie selten waren Stunden in seinem Leben, wo er sich selber gehörte. Immer, seit Jahren, gingen die Arbeitsgedanken mit ihm, auch in seine Zerstreuungsstunden. Heute fiel das alles von ihm ab. Er ließ sich fangen von der Stunde, sich treiben von dem Strom großer Erinnerungen, die an diesem Ort hängen.

Deutsches Schloß, niedergebrannt von fremden Horden, in deinem Verfall noch so schön, daß die Reisenden über das Meer kommen, dich zu besuchen, eine Predigt von allem, was unser armes reiches Land seit Jahrhunderten ertragen hat. Immer wieder von feindlicher Faust in die Knie gebrochen, immer wieder wie ein stählerner Bogen aufschnellend zu neuer Kraft! Wir da oben an der murrenden See, wir haben nichts, was dir gleicht in deiner Art, aber wir haben das eine, das uns mit dir verbindet, daß auch uns seit einem Jahrtausend Feinde an allen Grenzen und Küsten erstanden sind. Sie haben uns überfallen seit alten Zeiten, unsere Stadt versengt, unsere Bewohner ermordet, unsere Schiffe geraubt. Und immer wieder stieg Hamburg aus der Asche empor wie ein Phönix, und immer wieder gründeten seine Männer neue Häuser, bauten neue Schiffe, zwangen sich das Meer unter ihren Kiel, ließen die Flagge mit den drei wehrhaften Türmen über Land und See flattern, waren nicht auszurotten, nicht unter den Fuß zu treten.

Wie ihm so die Gedanken gingen, wurde ihm heiß und stolz im Sinn.

„Gott sei Dank, daß ich ein Hamburger sein darf."

Er achtete nicht auf die Menschen, die an ihm vorübergingen, obgleich zwei darunter waren, die mehrere Male zurückkamen, wieder vorbeistrichen und ihn scharf beobachteten.

„Er ist es ganz gewiß", sagte ein junges Mädchen. „Er hat sich einen Backenbart stehen lassen, aber ich würde ihn überall erkennen. Umsonst hat er mich damals nicht stundenlang festgehalten, als die See mich herunterholen wollte."

„Ja, Trix, wenn du deiner Sache so sicher bist, will ich ihn anreden."

Der Herr, dem schon ein leichtes Grau den blonden Bart färbte, trat seitlich an Paul heran und sagte leichthin: „So schön ist Heidelberg selten."

„Ist es nicht? Ich sehe es zum erstenmal."

„Und wenn ich Sie nicht am Gesicht erkannt hätte, würde ich Sie an der Sprache erkennen, Herr Heinecken."

Paul drehte sich um.

Einen Augenblick Zaudern. „Herr Müller, ja —? Und das — Fräulein Trix, Sie hätt' ich nicht wiedererkannt."

„Ja, man ist alt geworden." Da flog ein Lachen über das Gesicht, und nun war es ihm doch vertraut. In den schrecklichen Stunden, wo sie über dem schäumenden Abgrund hingen, wo der Vater wieder und wieder frug: „Hältst du noch aus, Trix?", da war auch immer bei solcher Frage ein tapferes Lächeln über die jungen Züge gegangen. „Ich halte gut aus, Pa."

Paul streckte lebhaft die Hand aus: „Mein kleiner Kamerad. Daß wir nie wieder voneinander hörten!"

„Ja, Sie hätten einmal schreiben dürfen."

„An Herrn Müller in Köln? Ob das wohl angekommen wäre? Wir wurden zu schnell getrennt, und ich suchte vergebens zu erfahren, wo Sie geblieben. Es hieß nur: Bei Bekannten auf deren Landsitz."

„Ja, und wir schrieben, denn wir dachten, der Name Heinechen sei am Ende in Hamburg nicht so häufig, daß Sie nicht zu finden sein sollten, der Brief kam als unbestellbar zurück."

„Sehr begreiflich, denn ich schreibe mich mit ck, nicht mit ch."

„Was hab' ich dir gesagt, Pa? Aber der Herr Vater wußte es besser. Und so haben wir uns begnügen müssen, oft von Ihnen zu sprechen."

Sie gingen gemeinsam zurück in die Stadt, saßen beim Abendessen zusammen und verabredeten am nächsten Tag eine Fahrt nach Baden-Baden.

„Denn", sagte Trix, „Alt-Heidelberg ist schön, aber die Badener Ruine, wenn sich auch nicht so schwere Erinnerungen an sie knüpften, ist mir noch lieber. Sie liegt so verborgen im Walde, man hat sie für sich allein, besonders wenn man morgens hinaufsteigt. Da liegt das ganze Tal in Sonnenflimmern, und der Wald ist so tauschwer, und alle Schönheit gehört einem ganz."

Herr Müller, der selber Besitzer einer großen Eisengießerei war, bedauerte lebhaft, seine Erzeugnisse nicht an Paul abgeben zu können. „Aber wenn ich Ihnen dienen kann mit meinen Beziehungen —"

„Es ist mir wenig gut gegangen bei den großen Herren vom Weinbau. Die sind es gewohnt, daß zu ihren Auktionen alles, was Wein kauft und verkauft, erscheint, und ihnen ihre Stücke für bares Geld abnimmt. Sie wollen nichts von einem Kaufmann wissen, der nur Mittelglied zwischen ihnen und dem Publikum sein kann. Ich bin aber nicht in der Lage, mir die großen Vorräte, die ich eventuell versenden werde, auf Lager zu legen. Der Wein ist doch nur ein einzelner Artikel meines Geschäfts."

„Wenden Sie sich doch mal an meinen Schwager Canter, den Bruder meiner verstorbenen Frau."

„Eben bei dem bin ich auch gewesen. Umsonst."

„Ich werde ihm schreiben, und wenn Sie sagen, daß Sie von mir kommen, wird es nicht wieder umsonst sein. Und er hat es in der Hand, Sie einzuführen bei den anderen seiner Kollegen. Wohlsein, Herr Heinecken. Auf die Zukunft Ihres Hauses."

„Ich möchte lieber auf eine gute Zukunft unserer Freundschaft trinken. Da das Schicksal es so gut gemeint hat, uns noch einmal zusammenzuführen, möchte ich, wir behielten uns künftig im Auge."

Als sie den nächsten Tag in Baden-Baden ankamen, war es Mittag, und Herr Müller, der zum Starkwerden neigte, hatte wenig Lust, gleich nach dem Essen in den Wald und auf die Ruine zu klettern. So ging Paul allein mit dem jungen Mädchen.

Droben im Norden war es noch recht frisch gewesen, als er abfuhr, hier im sonnigen Süden des deutschen Landes blühten alle Obstbäume, der Wald war voll Leberblumen und Primeln, die Tannen hatten helle Lichter an den Zweigen, an den Eichen war noch das jungbräunliche Laub, das in der Sonne golden flimmerte, die Ferne war klar, und erst als sie droben waren und in einem ausgebrochenen Fenster ihren Sitz aufschlugen, sahen sie über dem Rheintal feinen blauen Dunst aufsteigen. Aber er war wie Märchenschleier, nur lockender scheint, was sich hinter ihm verbirgt.

Paul war noch nie so mit einem jungen Mädchen durch die Frühlingswelt gegangen. Das tut man nicht in Hamburg, und wann war er aus Hamburg herausgekommen?

Jetzt genoß er die seltene Stunde.

Immer sah er heimlich das Mädchen an. War sie schön? Vielleicht nicht einmal hübsch, wenn man Anforderungen stellte. Die Züge hatten keine Regelmäßigkeit, sie wirkten nicht einmal pikant. Aber eine Frische und Gesundheit lag auf ihnen, und in den Augen eine Klarheit, auf der sehr hellen Stirn so viel Klugheit, er begriff gut, daß dies Mädchen dem Vater ein Kamerad war, und daß sie es geworden, weil sie einem reifen Manne Kamerad sein durfte.

Sie sprachen von jenen furchtbaren Stunden vor fünf Jahren.

„Es kommt mir noch manchmal im Traum", sagte Trix. „Dann fühle ich wieder die Todesangst, fühle das Schiff unter mir sinken, und die Wellen sind Hunde, die mich zerren und reißen, es ist gräßlich. Aber dann fühle ich auch eine feste Hand an meinem Arm, die läßt mich nicht los, und sobald ich die fühle, werde ich im Traum ganz ruhig. Dann weiß ich, daß ich gehalten werde, was auch kommt." Sie sah Paul groß und offen an. „Sie sehen, was Sie damals für mich getan haben, das ist nie vergessen worden."

Wäre Paul Fritz Sprekelsen gewesen, er hätte aus diesen Worten auf eine heimliche Liebe des Mädchens geschlossen, da er aber der gute, ehrliche Paul Heinecken war, sagte er nur — etwas linkisch auch noch: „Oh, ich tat doch nur, was jeder andere auch getan hätte. Sie beschämen mich, wenn Sie daraus etwas machen."

Trix lächelte. „Das sagen Sie. Und wissen Sie nicht mehr, wie die Menschen da einander drängten und stießen, um nur selber ein bißchen besser und sicherer zu hocken? Damals hab' ich zum erstenmal empfunden, was das heißt: Die Bestie im Menschen."

„Und wissen Sie denn nicht mehr, wie da auch einzelne waren, die das eigene Leben nichts achteten, wenn sie helfen konnten? Der holländische Prediger, der die beiden Kinder der englischen Dame wieder und immer wieder höher hinaufschob, sie vertaute, sie mit Kakes fütterte, ihnen den letzten Tropfen Tee aus seiner Flasche einflößte —"

„Und es doch nicht hindern konnte, daß sie starben. Und die Mutter warf sich ihnen nach in die See."

Über den klarblauen Tag legte sich ein dunkler Schatten.

„Und das alte Paar, das nach dreißig Jahren zum erstenmal aus Amerika nach Deutschland zurückkehren wollte, das so ergeben Hand in Hand den Tod erwartete, und es nicht fassen konnte, daß es doch gerettet wurde."

Sie sahen sich an. Beide dachten in diesem Augenblick das Gleiche, daß es etwas Wundervolles sein müßte um ein Leben, an dessen Ende zwei Menschen so bereitwillig gehen wollen, wenn es nur vereint geschehen kann. Aber keiner von ihnen sprach es aus. Doch der dunkle Schatten war wieder fortgewichen aus ihrem Tag.

(Fortsetzung folgt.)

Gift.

Skizze von O. Fraaß-München.

Die Tropennacht wollte hereinbrechen. Doktor Erich Prinz beugte die Stirne über das Zeichenbrett. Er tauchte unter in der Vermessung des Walddistrikts, der sich von der Mündung des Rio Beni bis zu der unendlichen Pampa erstreckt. Die bolivische Regierung wußte, warum sie den deutschen Gelehrten von Ruf mit dieser Aufgabe betraut hatte.

Geräuschlos glitt Frau Ines vom Innern des Bohlenhauses auf die Veranda. Sie legte den Finger an die Lippen, als ihr Blick den auf dem Boden kugelnden Erich erfaßte. Das Kind nickte mit drolligem Ernst — Vater durfte nicht gestört werden.

Das gelbe Schilf an der „Lagune des Tigers" zitterte, die Sonne flackte noch einmal auf — ohne Übergang schlug blausilberne Nacht über die Welt. Ein Bündel regte sich in der Ecke. Aus einer Masse rotbrauner Fetzen schob sich ein Totenkopf, der Körper blieb in der Hockstellung. Mit der den Naturvölkern eigenen Mischung von Indolenz und Schwermut wandten sich die glänzenden Augenkugeln des Alten von dem Knaben zu den Eltern.

Gruko, der Oberhäuptling der Nomaden der Pampa rassa, war aus der Gegend des sagenhaften Sees Rocaguado nach Norden gewandert. Durch Zufall fanden die Leute der Prinz'schen Expedition den Erschöpften, der lange bewußtlos im Hause lag. Am Tage der Genesung breitete er vor dem Herrn des Hauses die Arme aus, das Zeichen der Verehrung. Seither erschien er täglich und machte sich in der Ecke heimisch. Fragen beantwortete er nie. Man ließ ihn gewähren und gewöhnte sich an sein Kommen und Gehen. Er schien nicht zu bemerken, was um ihn vorging. Dennoch hafteten seine Sperberaugen auf den Plänen und Skizzen seines Gastgebers.

Auch heute hockte Gruko teilnahmslos da, während das Ehepaar Hand in Hand plauderte. Die Gatten regten sich kaum, als der Häuptling sich erhob, als richtete sich eine Schlange aus dem Gebüsch auf. Die Nacht schluckte ihn ein.

Die Frau sah ihm besorgt nach. „Was stört dich, Liebste?" — „Du willst es nicht hören, Erich — es drückt so schwer auf mich, daß ich nicht schweigen kann. Fürchtest du nicht, daß der Wilde seinen Göttern zu dienen meint, wenn er dein Beginnen stört? Er könnte sich bedroht fühlen durch dein ihm unverständliches Werk." Doktor Prinz sagte gütig: „Man muß über Empfindungen, die keine reale Ursache haben, Herr werden. Der harmlose Braune — ich verstehe nicht." — „Du hast die Blicke nicht gesehen, Erich, seine Augen sehen aus wie Stahl in Rotglut. Ich spüre verborgenen Haß." Der Gatte seufzte und begann über andere Dinge zu reden. —

Wirkte das Gespräch in Erich Prinz' Schlaf weiter? War es die Nachtschwüle? Der Schlummernde fühlte sich von Klammern gefesselt. Er wußte, daß ein Alp auf ihm lag. Sein Körper kochte in Qual — bis er die Augen mit einer Anstrengung, die ihn wie einen Wurm erzittern ließ, aufzureißen vermochte. Sofort wußte er, daß etwas Furchtbares geschehen war. Er schleuderte den Mattenvorhang zurück. „Ines!" Die blutleeren Hände krampften sich in die Matte. Er zwang das tobende Blut zurück, das sein Gehirn zu einem Feuersee machte, und stieß in die Signalpfeife. Ringsum wurde es lebendig, die Arbeiter stürzten in das Haus des Herrn. Dieser zeigte stumm auf das leere Lager.

Doktor Prinz warf sich in das heiße Tun. Fackelaugen glühten, seltsam rannen sie im blauen Mond. Die Nacht ging mit schnellen Füßen, Morgensonne glitt durch die Wipfel, der Mittag sah ein Häuflein Menschen in einem verkrallten Wurzeldickicht ruhen. Die Männer trugen ihre Verzweiflung und den Wahnwitz ihrer Suche in die Wüste. Wenn der Mond stieg, gelb und krank, schob er den ätzenden Sand vor sich her.

Wochen verstrichen. Die Seele des Vermessungswerkes war zertrümmert. Sie flatterte in der Ruine eines weißhaarigen Mannes, der auf den Küstendampfer stolperte, die Heimfahrt anzutreten. — —

— — — — — — — — — —

Der jugendliche Globetrotter Erich Prinz hatte keine Geduld mehr. Er mußte in den Süden. Er gestand sich kaum, welche Hoffnung ihn vorwärts peitschte. Immer sah er die zarte Frau, seine Mutter, auf jener Veranda.

Mit einem hundetreuen Halbindianer quälte er sich durch den Lianenwald des Yata. Die Haut zerfetzt, die Augen entzündet, kämpften sich die Männer in die grüne Wildheit hinein.

Eine Lichtung riß den Rachen auf. Schwall von Messingbecken dröhnte in der dicken Luft. Eine abgezehrte Frau, tief gebräunt, doch unverkennbar weißer Abkunft, trat in die Mitte von Schattengestalten. Steil stand sie, die Augen aufgerissen, von den Lenden flossen Gewebstreifen rot herab. Die Frau — sie war es, unähnlich der Knabenerinnerung — und doch — die Bewegung . . . Erichs Hände zitterten. Die Frau wandte sich ihm zu, ihr Blick glitt über ihn weg. Sie begann einen Tanz in Gliederverrenkungen. Ihr Atem ging keuchend und kurz. Der Mund verzog sich schrecklich. Es war, als halte ein Giftrausch sie gefesselt. Ein Schrei des Sohnes schnitt durch die Stille, ein Signal. Geisterschnell verschwand der Spuk, Erich Prinz stürzte zusammen.

Er erfuhr nie, wie der Indianer ihn durch Wildnis und Sumpfseen nordwärts schleppte. Als man den Fieberverzehrten in Riberalta in Pflege nahm, sank er für lange in Nacht. Notdürftig genesen, strömten ihm Traumbilder verworren zu. Es wurde ihm nicht klar, welchen Zweck sein Aufenthalt in Bolivien gehabt hatte.

Jahre später besuchte er den Vortrag eines Forschers, der sich über Völkerschaften des inneren Boliviens verbreitete. Die Hörer erfuhren, manche dieser Stämme stellten ein Rauschgift her, dem Meskal vergleichbar, welches Raserei mit Apathie abwechseln lasse. Immer stehe am Ende der Wahnsinn. Das sei der Zustand, der den Göttern ihre Diener, die Priester, liebmache.

In Einen schlugen diese Worte wie ein Blitz. Erich Prinz sah Funken tanzen, der Schleier war gerissen, er hatte nicht geträumt . . . Man hat Erich Prinz nie wieder lächeln sehen. Nach einem weiteren Jahr war er verschollen, Vergessenheit deckte ihn, sein Schaffen und seinen Namen.

Lache Bajazzo!

Heitere Künstlergeschichten von Karl v. Bondy.

Die Frisur a la Capoul.

Der berühmte französische Tenorist Joseph Capoul, der seine Landsleute dem bisher unübertroffenen Sängerkönig Caruso gleichstellten, war vor wenigen Jahrzehnten nicht nur der umworbene Liebling der Damenwelt, sondern auch das Vorbild eines „arbiter elegantiarum" für die Herren jener Kreise, die einen gesteigerten Wert auf modisches Aussehen legten. Wenn der elegante Sänger eine bestimmte Krawattensorte bevorzugte, so kam diese bestimmt in wenigen Tagen in große Mode, der Schnitt seiner Anzüge wurde allgemein als Vorbild genommen, kopiert, und selbst seine etwas rhapsodische Haartracht erfreute sich einer allgemeinen Beliebtheit bei der jeunesse dorée: Sie wurde „Frisur a la Capoul" genannt und gern getragen. Anläßlich eines Gastspiels in Orleans besuchte nun der Meister der Töne und der Schöpfer einer Modefrisur einen Barbierladen. Nach der Rasur fragte ihn der diensteifrige Figaro, ob der Herr

weitere Wünsche hätte. „Ja“, erwiderte der Tenorist, „bitte, frisieren Sie mich!“ — „Wie wünschen Monsieur das Haar gekämmt?“ — „Versuchen Sie's doch nach der neuesten Mode a la Capoul!“ — Der Haarkünstler musterte seinen Gast mit einem Kennerblick und verzog das Gesicht zu einem nicht gerade höflichen Grinsen: „Was? a la Capoul? Bei dem Kopfbau? Nein, mein Herr, das können Sie nicht gut von mir verlangen; das ist meines Erachtens menschenunmöglich! . . .“

Lon Chaneys indirekte „Beichte“.

In den Hollywooder Filmstudios herrscht ein rauher, aber herzlicher Ton; man kann auch von den amerikanischen Filmgrößen, deren Herkunft zum großen Teil mehr als „rätselhaft“ ist, nicht gut verlangen, daß sie sich salonfähig unterhalten. Insbesondere der bekannte Regisseur George Hill, der die gesellschaftlichen Formen ganz und gar außer acht läßt, steht in dem Rufe, ein Rauhbein zu sein. Begrüßte er da kürzlich den famosen Charakterdarsteller Lon Chaney (den sogenannten „Mann mit den 1000 Gesichtern“ mit folgender nicht gerade schmeichelhaften Anrede: „Grüß Gott, alter Pferdedieb!“ — „Höre mal, mein Junge“, erwiderte Chaney etwas nachdenklich, „solltest du das gelegentlich einem sagen, der zufällig noch niemals im Leben ein Pferd gestohlen hat, könnte er es dir verflixt übel nehmen!“

Der Unterschied.

Georg Kaiser und Hasenclever unterhielten sich gelegentlich über die bisher leider unerforschte Psyche des Theaterpublikums, das häufig die wertvollsten Werke ablehnt und mitunter die größten Nieten wider Erwarten beifallsfreudig aufnimmt. „Wie machen Sie das bloß“, beklagte sich Kaiser, „daß Sie mit fast jedem Ihrer Werke so gut abschneiden? Was ist das Geheimnis Ihres Erfolges?“ — Hasenclever antwortete mit einer Gegenfrage: „Und Sie? Was streben Sie eigentlich an?“ — „Ich bemühe mich redlich“, erwiderte Kaiser, „das Publikum nach bestem Wissen und Gewissen zu unterhalten.“ — „Sehen Sie, mein Lieber“, ließ sich der Verfasser des „Besseren Herrn“ vernehmen, „das ist der große Unterschied zwischen uns beiden. Ich will lediglich — mich selbst unterhalten!“

Die Bedeutung der Claque.

Gustav Mahler faßte einst in seiner Eigenschaft als Direktor der Wiener Hofoper den heroischen Entschluß, die Claque, diese Schar festbesoldeter, gedungener Beifallsklatscher, radikal abzubauen. Er trommelte seine Mitglieder zusammen und nahm ihnen das große Ehrenwort ab, nie wieder auf eigene Faust Claqueure anzustellen. Ohne sich für dieses Großreinemachen zu begeistern, erfüllten die Künstler den Wunsch ihres Chefs. Am nächsten Abend wurde eine italienische Oper mit großen Einzelarien gespielt. Während nun früher bei solchen Werken alle Auftritte und Abgänge der Solisten lebhaft beklatscht worden sind und auf diese Weise womöglich schon in der ersten halben Stunde des Abends die von den Künstlern heiß ersehnte und sie gewissermaßen belebende „warme“ Stimmung entstand, blieb die Atmosphäre diesmal mehr als kühl. Nur am Ende des ersten Aktes zeigte sich etwas Beifall. Die Mitwirkenden wurden allmählich unlustig, und Mahler mußte einsehen, daß die Claque nicht nur dazu da war, um einzelnen Sängern künstlich herbeigeführte Sondererfolge zu verschaffen, sondern eine weit größere Bedeutung hatte: Das große Publikum mitzureißen, den Kontakt zwischen den Künstlern und der an sich theaterfremden Masse herzustellen, mit einem Worte, die richtige Stimmung herbeizuführen. Da beeilte sich der große Musiker, seinen Fehler wieder gut zu machen: „Wenn diese Bande ohne Claque nicht applaudiert, meine Herrschaften, dann gebe ich Ihnen Ihr Ehrenwort hiermit feierlich zurück!“ — Und siehe da: Im dritten Akt regnete es geradezu Beifall.

Die Geldfrage.

Der weltbekannte Cellist Casals Pablo war in seinen jüngeren Jahren ein Bohemien, wie er im Buche steht. Er hatte seine liebe Not mit seinen schlechten Zähnen, ließ sich von einem bekannten Berliner Zahnarzt Monate hindurch behandeln, und als sein Gebiß endlich in Ordnung kam, meldete er sich bei seinem Retter zum letzten Male, um sich zu verabschieden und — nicht etwa die ansehnliche Rechnung prompt zu bezahlen, sondern um den Doktor um eine möglichst langfristige Stundung zu bitten. Immerhin mußte man die Chose diplomatisch anfangen. „Und jetzt, mein lieber Herr Doktor“, ließ sich der Cellist mit einem tiefen Seufzer vernehmen, „sprechen wir von Geld!“ Der Dentist kannte seinen Pappenheimer und winkte großzügig ab: „Lassen wir das, Meister. Sie können in natura bezahlen und die Rechnung gelegentlich — abspielen. Sprechen wir also nicht von Geld!“ — „Nicht doch, mein Lieber“, versteifte sich der Künstler, „das geht so nicht. Es muß sein: Wir müssen unbedingt die Geldfrage erörtern.“ — Der Arzt strahlte: Es ist wohl ein Wunder geschehen! „Wenn es also unbedingt sein muß, Maestro, sprechen wir von Geld. Wie haben Sie sich die Sache eigentlich gedacht?“ — „Ich brauche umgehend hundert Mark“, lüftete der Bohemien des Rätsels Lösung, warum er die Geldfrage durchaus „erledigen“ wollte. „Könnten Sie mir vielleicht diese Kleinigkeit bis Ultimo pumpen?“



Bunte Chronik



* **Ein neuer „Johannes der Täufer“.** In den Straßen Jerusalems wandelt ein Mann, der große Volksmengen um sich versammelt und die nahe Ankunft eines Messias verkündet. Meistens hält er seine Predigten in der Jaffastraße oder am Damaskustor. Er nennt sich selbst den neuzeitlichen Johannes. „Die heutigen Zeiten“, erklärt der „Prophet“, „sind den Zeiten vor dem Erscheinen Christi vollkommen ähnlich. Unordnung, Elend und Verzweiflung herrschen in der Welt, die an allen möglichen geistigen Krankheiten leidet. Genau, wie die Generation vor Christi, sehnt sich die heutige Generation nach dem Messias.“ Bei Nachforschungen der englischen Polizei stellte es sich heraus, daß der „Prophet“ Engländer von Geburt ist und John Kilpin heißt. Er hat die hebräische und arabische Sprache erlernt, um seine Lehre den Einwohnern Palästinas predigen zu können.

* **Die letzte Goldsucherin gestorben.** Im hohen Alter von 95 Jahren starb Mrs. Leanna Donner App, die letzte überlebende einer der zugleich schrecklichsten und berühmtesten Heldentaten, aus den Tagen, wo man noch in Proviantwagen auf Landentdeckungen auszog. Sie war ein Kind von 11 Jahren, als ihr Vater, begeistert von den Aussichten auf Glück im goldenen Westen, in Springfield eine Proviantwagenexpedition organisierte. 90 Personen brachen in langem Zuge auf, der durch die unwirtlichsten Gegenden führte, und den ganzen Winter 1846/47 dauerte. Sie kamen im schrecklichsten Winter, in Schnee und Eis in der Sierra Nebraska an, und erreichten erst im Frühjahr 1847 Kalifornien. Mrs. App hat Episoden erlebt, von denen sie nur mit Schaudern erzählen konnte. Einschließlich des 11jährigen Kindes erreichten nur 15 Teilnehmer das „gelobte Land“, die übrigen waren unterwegs an Erschöpfung und Entkräftung zu Grunde gegangen. Es ist ein Wunder, daß Mrs. App damals die schrecklichsten Mühseligkeiten trotz ihrer zarten Jugend ertragen konnte, während $5/6$ aller Glücksucher ums Leben kamen.

* **Börsenkrach und Schönheitsinstitute.** Die amerikanischen Zeitungen behaupten, daß der Börsenkrach und die darauffolgende wirtschaftliche Krise in Amerika einen verheerenden Einfluß auf den Geschäftsgang der vielen amerikanischen Schönheitsinstitute ausgeübt hat. Die Frau des amerikanischen besseren Mittelstandes pflegte für allerlei Verschönerungsmittel durchschnittlich ca. 8 Dollar pro Woche auszugeben. Nach dem Börsenkrach hatten sich die Einkünfte der Amerikaner infolge der allgemeinen Depression stark vermindert. Auch das Budget der amerikanischen Frau hat sich dementsprechend verringert. Die Frauen sind gezwungen, auf ihr Äußeres weniger Rücksicht zu nehmen, kaufen weniger Parfüms, verzichten auf Massage, manikürieren sich selbst und meiden die Schönheitsinstitute, die nach einigen Monaten verzweifelten Existenzkampfes jetzt eins nach dem anderen ihre Türen schließen müssen. Auch die amerikanischen Haarkünstler leiden schwer unter der Krise. So haben sie den Preis für Ondulieren von vier auf zwei Dollar herabgesetzt; das soll nun billig sein?

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.